

Arbeitspapiere / Working Papers

Nr. 40

Beatrix Heintze

**Deutsche Forschungsreisende im westlichen Zentralafrika
des 19. Jahrhunderts**



The Working Papers are edited by

Institut für Ethnologie und Afrikastudien, Johannes Gutenberg-Universität,
Forum 6, D-55099 Mainz, Germany.

Tel. +49-6131-392.3720, Email: ifeas@mail.uni-mainz.de;

<http://www.uni-mainz.de/~ifeas>

Geschäftsführender Herausgeber/ Managing Editor:

Thomas Bierschenk (biersche@mail.uni-mainz.de)

Deutsche Forschungsreisende im westlichen Zentralafrika des 19. Jahrhunderts*

Beatrix Heintze

Während die afrikanischen Küsten bereits seit dem 15. Jahrhundert erkundet und kartographiert wurden, erfolgte die systematische wissenschaftliche Erschließung des inneren Kontinents erst seit dem 19. Jahrhundert. Der Aufschwung der Naturwissenschaften und die Afrikadurchquerungen eines Livingstone und Stanley, die in Europa ein ungewöhnlich großes publizistisches Echo fanden, wirkten als gewaltige Impulse und lockten viele nach Afrika, es ihnen gleichzutun. Wenn von Entdeckungs- und Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts in Afrika gesprochen wird, fallen daher deren Namen, in bezug auf die Deutschen die von Barth, Nachtigal, Rohlf, Schweinfurth und Frobenius. Selten ist im deutschen Sprachraum von den großen portugiesischen Pionieren wie Capelo und Ivens, Serpa Pinto und vor allem Dias de Carvalho die Rede. Kaum Beachtung finden aber auch die vielen Deutschen, die sich im 19. Jahrhundert der Erforschung des westlichen Zentralafrika widmeten, dem Gebiet, das in politischer oder sprachlicher Hinsicht vorwiegend portugiesischen Einflüssen ausgesetzt war. Dabei handelt es sich weder hinsichtlich ihrer Anzahl noch hinsichtlich ihrer Werke um eine *quantité négligeable* (s. Tabelle). Vor allem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts übte das Gebiet, in dem Portugiesisch Jahrhunderte lang die *lingua franca* war, eine besondere Anziehung auf deutsche Reisende aus.

Naturwissenschaftliche Aufgaben standen im Vordergrund, besonders die Kartographierung der durchzogenen Gebiete. Aber neben geographischen, zoologischen, botanischen, medizinischen und anthropologischen Interessen war man auch an der Erforschung der einheimischen Kulturen interessiert. Ethnographische Beobachtungen und Befragungen wurden meist durch den Erwerb einzelner Kulturgüter – sogenannte „Fetische“ und Waffen erfreuten sich besonderer Beliebtheit – und manchmal auch durch eine photographische Dokumentation ergänzt.

Das Gebiet, das hier im Mittelpunkt stehen soll, wird im folgenden stark verkürzend „Angola“ genannt. In Wirklichkeit haben sich Definition und Grenzen dessen, was darunter jeweils verstanden wurde, während der Jahrhunderte stark verändert. So umfaßte es auch einmal Gebiete, die weit außerhalb der Grenzen des heutigen Staates Angola liegen.

Für den Nestor der Ethnologie in Deutschland, Adolf Bastian, standen die Afrikaner auf der „untersten Stufe der Barbarei“, die sich im „ungestörten“ Inneren des Kontinents besonders ursprünglich erhalten hätte und daher dort besonders gut zu studieren wäre. Nach seinen Vorstellungen sollte deshalb auch die Loango-Expedition „jungfräulichen“ Boden betreten, „über den noch nie der Fuß eines wissenschaftlichen Reisenden gewandert ist“, es gälte, die „dichte Nacht auf der größeren Masse dieses Kontinents“ zu lichten und den Menschen in den „ungestörten Verhältnissen seiner notwendigen Entwicklung“ aufzusuchen. Auch Buchner drängte es, endlich „den alten, von vier Vorgängern breitgetretenen Weg zu verlassen und einen neuen, jungfräulichen einzuschlagen“. Schütt wollte mit seinen kartographischen Aufnahmen „die Leere, den weissen Fleck

* Der Vortrag basiert auf meiner Einführung „Per aspera ad astra“ in meinem Buch, *Ethnographische Aneignungen. Deutsche Forschungsreisende in Angola*. Frankfurt: Lembeck 1999, S. 19-94. Eine andere, englische Version ist erschienen als „Ethnographic Appropriations: German Exploration and Field-Work in West Central Africa“, *History in Africa* 26, 1999, S. 69-128 (reprint in der Reihe *Separatas* 247, Lissabon: IICT, Centro de Estudos de História e Cartografia Antiga 2002).

auf den bisherigen Karten von Afrika“ füllen helfen und Güssfeldt war stolz, als er am Kouilou endlich ein Land betrat, das vorher noch nie von einem Europäer gesehen worden war. 29 deutsche Forscher (fünf von ihnen zweimal) waren in dem kurzen Zeitraum von nur dreizehn Jahren, 1873–1886, auf dreizehn Forschungsexpeditionen mit diesem Anspruch im westlichen Zentralafrika unterwegs.

Solche Vorstellungen und Ambitionen schufen und festigten das Bild eines weitgehend „unberührten“ Afrikas, dessen Erforschung durch europäische Wissenschaftler Aufschluß über Anfänge und frühe Geschichte der Menschheit zu geben versprach. Heute sind solche Vorstellungen längst obsolet. Außerhalb der akademischen Welt war dieser Topos aber äußerst zählebig und hat einst auch jahrzehntelang die ethnologische Theoriebildung geprägt.

Wagemutige Laien

Nur ein einziger dieser Afrikareisenden kam als ausgebildeter Ethnologe nach Afrika: Adolf Bastian auf seiner zweiten Reise. Seine erste Reise nach Angola hatte er noch als Schiffsarzt unternommen. So unterschiedlich sie waren, die meisten verband eine wagemutige Neugier auf ferne Gebiete. Unter den Reisenden gab es besonders viele Ärzte. Denn einem Arzt ohne eigene Mittel öffneten sich damals besonders leicht die Tore der weiten Welt.

Eine zweite große Gruppe bildeten die Militärs. Ihnen traute man am ehesten zu, eine große Karawane zu organisieren, zusammenzuhalten und mit den vielfältigen praktischen Problemen unterwegs fertig zu werden. Außerdem waren sie topographisch und in den Grundtechniken der Geographie geschult und erschienen daher für die im Vordergrund stehenden kartographischen Aufgaben am besten geeignet.

Andere hatten auch eine akademische naturwissenschaftliche Ausbildung absolviert: Physische Anthropologie, Geographie, Geologie, Meteorologie, Mineralogie, Zoologie oder Botanik. Daneben standen oft aber auch ganz andere Interessen bei der Entscheidung, sich einer Afrika-Expedition anzuschließen, im Vordergrund, wie etwa die Aussicht auf Großwildjagd. Gleichzeitig waren die Vorbilder Stanley und Livingstone lange Zeit für den Maßstab verantwortlich, mit dem der Erfolg der Afrikareisen gemessen wurde: nämlich eine möglichst große Anzahl von Kilometern zurückgelegt zu haben.

Lockte viele von ihnen also vor allem das Abenteuer und der erhoffte Ruhm, als erste Weiße weit ins „jungfräuliche“, „dunkle“ Afrika zu bisher unbekanntem „wildem Eingeborenen“ vorgedrungen zu sein, so forderten ihre Auftraggeber und Sponsoren – meist ging die Initiative von den nationalen Geographischen Gesellschaften aus – solide wissenschaftliche Erträge, die die beträchtlichen Kosten eines solchen Unternehmens rechtfertigen und in Buchform Bestand haben würden. Dadurch entstand oft ein ungeheurer Erfolgsdruck, der auf den Reisenden lastete und manchmal sogar zu Routenfälschungen führen konnte. Denn der afrikanische Alltag ließ dann, wie ich im folgenden zeigen werde, die meisten dieser Blüenträume sehr schnell zerplatzen.

Ethnologische Grundeinstellungen

Die Deutschen Forschungsreisenden kamen nicht unvoreingenommen nach Afrika. In keiner anderen Zeit als im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist die ethnographische Literatur so durchtränkt von grundsätzlichen Fragen nach der Entstehung und Entwicklung der Menschheit. Mit Darwins epochemachendem Werken gewann die These von der einheitlichen Entstehung der Menschheit eine naturwissenschaftlich fundierte Basis, die allerdings noch lange umstritten blieb. Auch in Deutschland begriff man zunehmend die Entwicklungsgeschichte des Menschen als Teil der naturgeschichtlichen Evolution,

für die folglich Gesetzmäßigkeiten verantwortlich seien. Diese Grundannahme wurde auch auf die Kultur übertragen und hatte zur Voraussetzung, daß alle Menschen neben den biologischen auch die gleichen psychischen und intellektuellen Veranlagungen besitzen. Man glaubte, daß die gesamte Menschheit gesetzmäßig dieselbe kulturelle und soziale Entwicklung durchlaufe, daß aber dieser Prozeß aufgrund bestimmter Faktoren, wie Umwelt und Geschichte, unterschiedlich schnell erfolgen könne. Dabei galt es als selbstverständlich, daß die Europäer den Gipfel dieser Entwicklung repräsentierten. In kulturellen Parallelen sah man die Zeugen der Gleichheit des menschlichen Geistes und den Ausdruck einer bestimmten Entwicklungsstufe. Diesen Prozeß verglich man auch mit der Entwicklung des menschlichen Individuums und integrierte die sogenannten „Primitiven“ oder „Wilden“ als Repräsentanten einer „Kindheitsstufe“ in das evolutionistische Modell.

Von diesen vielfach erst tastenden Klassifizierungsbemühungen gelangten aber oft nur die Schlagworte in das allgemeine Bewußtsein, etwa die von der „niederen“ Rasse oder Entwicklungsstufe, die man, vor allem in Hinblick auf Afrika, als mißverständlicher Nachhall der Diskussion um die Abstammung des Menschen in die Nähe des Affen rückte.

Ein Charakteristikum dieser Forschungen war der Drang, um nicht zu sagen die Manie, nicht nur die Physis der Menschen, sondern auch ihre moralischen, psychischen und geistigen Eigenschaften wertend zu klassifizieren. Daraus entwickelte sich in der Ethnologie die Beschreibung ethnischer „Typen“, die häufig physische und kulturelle Eigenschaften vermengte und sich bis in die fotografische Dokumentation bzw. ihre anschließende Präsentation auswirkte. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch diese Reiseliteratur.

Als Weißer unter Weißen

Mit Betreten des afrikanischen Kontinents waren die deutschen „Entdecker“ und Forscher in spe noch lange nicht auf dem ersehnten „jungfräulichen“ Boden. Überall an der Küste und unterschiedlich weit hinein in das Hinterland waren andere europäische Staaten bereits mit Regierungsbeamten, Militär, Händlern, Plantagenbesitzern oder Missionaren etabliert und hatten hier ihre eigene Infrastruktur geschaffen. In Angola im engeren Sinne hatten die Portugiesen schon im 16. Jahrhundert Fuß gefaßt, im Norden waren es zur Zeit der deutschen Loango-Expedition vor allem holländische und englische Faktoreien, die den Exporthandel nach Übersee beherrschten. Portugiesisch war bis weit ins Innere hinein überall entweder Verkehrssprache, oder es war die einzige europäische Sprache, mit der man sich mittels Dolmetschern einigermaßen verständigen konnte. Diese anderen Europäer waren, im Gegensatz zu den Neuankömmlingen, mit den örtlichen Gegebenheiten, mit den jeweils benötigten Waren, mit den Währungen, den organisatorischen Schwierigkeiten und den Wegen zu ihrer Bewältigung vertraut, sie hatten ständigen Kontakt mit der umwohnenden afrikanischen Bevölkerung und genaue, unumstößliche Vorstellungen davon, wie mit ihr umzugehen sei. Die deutschen „Besucher“ waren in einem viel größeren Maße auf ihr Wohlwollen, ihre Ratschläge, oft genug auch auf ihre konkreten Hilfeleistungen angewiesen als es später in der Erinnerung an diese „Pioniertaten“ bewußt geblieben ist.

Der Rückhalt, den diese „fremden Eindringlinge“ erfuhren, war fast immer hochwillkommen, besonders bei der Organisation der Reise zu Beginn und bei der Rückkehr von den „Wilden“ in die „Zivilisation“ am Ende. Nahezu alle deutschen Forscher lobten die Gastfreundschaft, die ihnen zuteil wurde und die sie ausgiebig in Anspruch nahmen. Ohne die fortwährende logistische und materielle Unterstützung der holländischen und englischen Faktoreien hätte die Loango-Expedition, die während der gesamten Dauer

ihres Aufenthaltes mit ihnen engen Kontakt hielt, nicht bestehen können. Die tatkräftige Beratung bei der Ausrüstung der Expedition, vor allem in Malanje, und die Vermittlung von Trägern durch Postenchefs und Kaufleute haben viele erfahren.

Aber diese substantielle Unterstützung war nur die eine Seite der Medaille. Die ansässigen Europäer hatten in der Regel eine sehr abfällige Meinung über die Afrikaner. Pechuël-Loesche beklagte an der Loango-Küste verschiedentlich die verhärteten Händlerseelen, vor allem der Holländer. Dieben wurden Ohren abgeschnitten, ein zehnjähriger Junge, der etwas Stoff gestohlen hatte, kastriert, erwischte „Flußpiraten“ einfach auf dem Meer „versenkt“. Die „Palmatória“ aus Holz, mit der den Delinquenten die inneren Handflächen zur Strafe blutig geschlagen wurden, fehlte in keinem europäischen Haushalt Westafrikas. Holländer und Portugiesen in Loango betonten immer wieder, daß „Neger Güte am allerwenigsten“ verstünden. Angola war seit alters her Strafkolonie für portugiesische Verbrecher und viele Reisende beklagten die allgemeine moralische Verkommenheit durch den großen Anteil dieses Personenkreises.

Die längere oder sogar ständige Anwesenheit dieser anderen Europäer brachte es mit sich, daß sie auch einiges über die „Sitten und Gebräuche“ der umwohnenden oder entfernteren Afrikaner wußten. Da die Deutschen meist viele Monate in ihrer Nähe verbrachten, bevor sie selber ins Innere aufbrechen konnten, wurde ihnen von ihren ethnographischen Kenntnissen in der entsprechenden Einfärbung viel vermittelt.

Schatten der Vergangenheit

Nach den langen Expeditionsvorbereitungen an der Küste oder im Hinterland betreten die deutschen Afrikaforscher des 19. Jahrhunderts dann endlich den „wissenschaftlich jungfräulichen Boden“, wie es ihr großes Ziel gewesen war. Aber das heißt keineswegs, daß diese von ihnen durchzogenen Gebiete von europäischem Einfluß und Eingriffen unberührt gewesen wären. Im Gegenteil. Direkte und indirekte Kontakte hatten im Laufe der letzten Jahrhunderte überall derart einschneidende soziopolitische und ökonomische Veränderungen bewirkt, daß weder die afrikanischen Gesellschaften „unberührt“ waren, noch ihre Angehörigen den eindringenden weißen „Wissenschaftlern“ einigermaßen unvoreingenommen entgegentreten konnten. Es ist erstaunlich, wie sehr im allgemeinen Bewußtsein verdrängt worden ist, daß diese Forschungsreisen in einem hochbrisanten politischen und wirtschaftlichen Umfeld stattgefunden haben, das im westlichen Zentralafrika durch vier Jahrhunderte Atlantischen Sklavenhandels mit allen seinen tiefgreifenden und umwälzenden Folgen wesentlich geprägt bzw. überhaupt erst geschaffen worden ist. Jahrhundertlang sind Jahr für Jahr Tausende an Menschen aus diesem Teil Afrikas als Sklaven nach Übersee geschleppt worden, mit bis zu je 40.000 in den Spitzenjahren vor der offiziellen Abschaffung dieses Handels.

1836 wurde der angolische Sklavenexport verboten und es begann die Periode des sogenannten „legitimen“ Handels mit Wachs, Elfenbein und später Kautschuk als Hauptprodukten, der sich jedoch mit dem „illegalen“ noch jahrzehntlang überschneidet und wesentlich von Afrikanern dominiert wurde. Der innerafrikanische Sklavenhandel und die Sklaverei bestanden weiter und verschwanden auch nach ihrem offiziellen Verbot im Jahre 1875, erst sehr allmählich. Die deutschen Forschungsreisenden des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, ganz gleich wie ihre persönliche Einstellung dazu gewesen ist, konnten sich diesen Verhältnissen nicht entziehen. Ihre Forschungsexpeditionen fielen in eine Zeit vielfältigen und komplexen Umbruchs, in der die Luso-afrikaner und Afrikaner, mehr oder weniger gewaltsam neue Handelswege im Inneren öffneten und neuen Produkten den Weg nach Westen und an die Küste bahnten, während die Portugiesen ihrerseits eine verstärkte administrative Herrschaft und „effektive“ Okkupation Richtung Osten und Nordosten mit Zwangsarbeit und Tributerhebung vorbereiteten. In

den zwanzig Jahren vor der Jahrhundertwende erhöhte sich die Zahl weißer Händler in Angola von 600 auf über 6000. Diese wurden zu heftigen Rivalen afrikanischer Häuptlinge und luso-afrikanischer Händler, die in Innerafrika lange Zeit eine Vorrangstellung besessen hatten. Hieraus erklären sich viele Konflikte, mit denen es die deutschen Forschungsreisenden zu tun bekamen.

Während die Reisenden den inzwischen grundsätzlich abgeschafften Überseehandel mit Sklaven in der Regel verurteilten, war ihre Einstellung der noch praktizierten innerafrikanischen Sklaverei gegenüber meist toleranter. Besonders positiv war Paul Pogge der Sklaverei gegenüber eingestellt. Er glaubte, daß dem Afrikaner die Sklaverei derart in Fleisch und Blut übergegangen wäre, daß man ihn selbst ausrotten müsse, um ihr ein Ende zu bereiten.

Während ihres Aufenthaltes in Afrika wurden die Reisenden auf Schritt und Tritt mit der Sklaverei konfrontiert. Die Loango-Expedition benutzte Sklaven als Träger und für Arbeiten auf ihrer Station. Buchner fand dagegen erst während der Reise heraus, daß sich unter seinen Trägern auch Sklaven befanden, die von anderen Trägern mitgenommen worden waren. Unterwegs trafen sie immer wieder Sklavenkarawanen. Sein Dolmetscher war von einer kleinen Handelskarawane begleitet, die auf eigene Rechnung in Lunda Sklaven kaufen wollte. Hätte Buchner seinen Trägern den Sklavenerwerb verboten, wäre es ihm niemals möglich gewesen, genügend Leute anzuwerben, da der Menschenhandel die Haupttriebfeder für ihre Bereitschaft war, sich überhaupt zu verdingen.

Die Forscher aus dem fernen, mit Afrika noch relativ unvertrauten Deutschland hatten die Bedeutung von Sklavenhandel und Sklaverei für ihre grandiosen wissenschaftlichen Pläne sicher unterschätzt. In ihrer Mehrheit haben sie sich den Verhältnissen jedoch schnell angepaßt und auch vieles von den Einstellungen der in Afrika Ton angehenden schwarzen und weißen Eliten dazu übernommen.

Die Last auf den Schultern von anderen

Mit dem Atlantischen Sklavenhandel seit alters her auf das engste verbunden war der Warentransport durch Träger. Jahrhundertlang gab es im westlichen Zentralafrika keine Alternative zum Menschen als „Lasttier“. Das änderte sich erst im 20. Jahrhundert mit dem Bau von Straßen und Eisenbahnstrecken. Man hat anhand der Exportmengen bestimmter Güter errechnet, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchschnittlich 200 000 Träger im Jahr in Angola unterwegs waren.

Im Hinterland der Loango-Küste und jenseits des Cuango hatten die Afrikaner im Laufe der Jahrhunderte ein eigenes engmaschiges Handelsnetz auf der Basis bestimmter Handelskonventionen etabliert, das sie flexibel und dynamisch den jeweils veränderten politischen Verhältnissen und neuen Produkten anpaßten. Weiße hatten zum innerafrikanischen Teil dieses Handels entweder überhaupt keinen oder nur unter ganz bestimmten Bedingungen auf ganz bestimmten Handelsrouten Zugang. Das heißt aber nicht, daß Vorstellungen, Weltbilder und Wertungen von Weißen und Luso-Afrikanern nicht von der Küste und seinem Hinterland bis ins Landesinnere gedrungen wären. Von europäischem Einfluß „unberührt“ und „jungfräulich“ waren diese Gebiete auch aufgrund dieser Verknüpfungen schon seit Jahrhunderten nicht mehr.

Im Mittelpunkt des angolischen Trägerwesens standen wirtschaftliche Interessen. Wenn Afrikaner die Wahl hatten, bildeten diese Interessen allein die Basis für eine Kooperation mit den Europäern. Wenn dagegen entsprechende Vorteile, wie bei den Forschungsreisen, nicht erkennbar waren, gab es wenig Grund, sich zu verdingen. Die „Trägerfrage“ wurde daher zu einem zentralen Problem dieser Reisen, die oft genug über Erfolg oder Scheitern des gesamten Unternehmens entschieden hat. Außerdem

hatte sich im Laufe der Zeit, mit regionalen Unterschieden, ein Regelsystem herausgebildet, das nicht einseitig und beliebig von den Europäern geändert werden konnte.

Die völlig unerfahrenen Deutschen, die ihre Reise mit anderen Vorstellungen angetreten hatten, waren meist total überfordert und reagierten in ihrer ohnmächtigen Ungeduld und Enttäuschung verbittert und verständnislos. Die enorme Zeitspanne, die in einigen Fällen zwischen der Ankunft an der Küste und dem tatsächlichen Aufbruch ins Landesinnere verging – oft mehrere Monate –, resultierte im wesentlichen aus ihren vergeblichen Bemühungen, genügend Träger zu engagieren.

Der Hauptgrund für die Mauer der Ablehnung, auf die die deutschen Forscher immer wieder stießen, war aber die Tatsache, daß sich die Träger für eine unbestimmte Zeit mit einem unbekanntem Ziel verpflichten sollten. Diese Erfahrungen haben alle Reisenden machen und viel Lehrgeld zahlen müssen. Einige wurden zur Umkehr gezwungen, anderen blieb nichts übrig, als ihre Marschrichtung zu ändern.

Die großen Expeditionen des 19. Jahrhunderts benötigten sehr viel Gepäck. Den Löwenanteil machten Waren aus (vor allem Stoffe, Perlen und Pulver), mit denen unterwegs die Träger entlohnt, Proviant eingekauft, Flußpassagen bezahlt und Häuptlinge beschenkt wurden. Buchner schätzte sein Gepäck auf rund 4000 kg.

Diese Dimensionen lassen ahnen, wie schwierig allein schon die Versorgung so vieler Menschen sein mußte. Viel schwerer wog, daß diese Menschen, anders als etwa Kamele und Lastautos, sehr konkrete Bedürfnisse, Wünsche und Vorstellungen besaßen, die sie zu artikulieren vermochten. Sie konnten sich untereinander verbünden, ihre Überzahl ausspielen und wußten, daß der weiße Neuling ihnen nahezu völlig ausgeliefert war. So kam es vor allem zu Beginn der Reise, aber auch später in kritischen Phasen, immer wieder zu einem Kräftemessen, bei dem beide Seiten ihren Spielraum auszuloten versuchten. Der unerfahrene Forscher hatte hier häufig das Nachsehen oder wußte sich, in einem schon gewaltsamen Umfeld, allein mit Gewalt durchzusetzen.

Auf einigen Expeditionen kam es fast täglich zu Auseinandersetzungen, Streikandrohungen und Streik. Schon die Art und Weise der Entlohnung war ein höchst sensibles Problem. Weitere Hauptstreitpunkte waren Lohnnachforderungen, Ruhetage und die einzuschlagenden Wege. Diesen Belastungen waren die Forscher selten gewachsen. Sie verloren mehr und mehr die Nerven. Güßfeldt, der seine Afrikaner prügelte und ihnen keinerlei Achtung entgegenbrachte, litt besonders darunter:

„Dass man bei all der Niederträchtigkeit und dem nagenden Aerger nicht stückweise auseinanderfällt! Das Eindringen in diesen Theil von Africa ist wie das Erklettern einer steilen Wand von morschem Gestein, wo man bei jedem Schritt gewärtig sein muss, ohne eigne Schuld hinabzustürzen.“¹

Das Unvermögen, diese Form des Reisens zu handhaben, schlägt sich auch in den Urteilen über die Träger nieder. Die Briefe und Berichte sprechen durchweg nur von „diebischem“, „frechem“, „unverschämtem“ und „faulem“ „Gesindel“. Wissmanns Tagebucheintrag ist dafür ein typisches Beispiel:

„In welch' prächtiger Gesellschaft befinden wir uns hier inmitten von Millionen mißtrauischer Eingeborenen, Hunderte von Meilen von jeder Anlehnung an die Civilisation, angewiesen auf uns selbst. Unsere Träger sind eine Rotte lärmender, zankender, unzuverlässiger, feiger und elend denkender Neger. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, ohne irgend welche höhere Regung, kein Mittel scheut, um seinen Patron zu übervortheilen, sei es durch Diebstahl, Bettelei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt, wird benutzt, um eine Bettelei an-

¹ Paul Güßfeldt: *Die Loango-Expedition*. In: Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Loesche, *Die Loango-Expedition. Ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas 1873-1876. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen*. Leipzig: Paul Froberg 1879-1882. Erste Abtheilung, 1879, S. 161.

zubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. [...] Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht und dazu eine phänomenale Feigheit den Eingeborenen gegenüber, sobald sich dieselben nicht wie Lämmer behandeln lassen, was letzteres dann wieder mit aller möglichen Brutalität ausgenutzt wird. Das sind unsere lieben Untergebenen!“²

Neben den ständigen Auseinandersetzungen mit dem Expeditionsleiter gab es auch immer wieder Reibereien und Handgreiflichkeiten unter den Trägern. Auch Übergriffe und Regelverstöße der Träger in den Dörfern, durch die sie kamen, galt es zu schlichten. Der Weiße wurde für alles verantwortlich gemacht und konnte dadurch in recht ungemütliche Situationen geraten. Ebenso konnte die jetzige Karawane für ungesühnte Vorfälle einer früheren herangezogen werden. Kleinere und größere Diebereien in und außerhalb des Lagers erhöhten die latente Gereiztheit und verführten zu Überreaktionen.

Einige Forscher kamen mit diesen Belastungen überhaupt nicht zurecht. Sie wurden immer wieder im Stich gelassen oder hatten ständig mit Fluchtversuchen zu kämpfen, auf die sie immer unerbittlicher reagierten. Die Loango-Expedition hatte von den in Novo Redondo (Sumbe) angeheuerten Mbailundu die meisten durch Tod, Krankheit oder Flucht verloren. Erst im nachhinein brachte Falkenstein Verständnis für die völlig verfahrenere Lage auf, in der sie sich befunden hatten:

„Wenn ich jetzt vorurteilsfrei und objectiv auf jene Periode zurücksehe, so erscheint die ganz Entwicklung in anderem Lichte und durchaus natürlich; die Sache konnte gar nicht anders verlaufen, als es geschah. Oder war es nicht verständlich, dass Leute, die nicht aus freiem Willen, sondern durch ihre Angehörigen gezwungen ihrer Heimat entrückt waren und von dem ungewohnten Klima, den andersartigen Verhältnissen überhaupt zu leiden hatten, von vorn herein keine Zuneigung zu uns hatten? dass sie aus Furcht vor dem Unbekannten, dem durch die Sage mit Schrecknissen fürchterlicher Art angefüllten Innern, lieber den relativ günstigeren Verhältnissen, in denen sie lebten, entsagten, zumal es nicht an Verlockungen fehlte sich eine behagliche Existenz in den umliegenden Dörfern zu gründen? Den Eingeborenen Loangos, die unsere Zwecke nicht verstehen konnten, sondern in der Mehrzahl niemals aufhörten, uns als ein ihre Freiheit und Unabhängigkeit bedrohendes Element anzusehen, musste die Zusammenziehung einer so formidablen Macht, wie wir sie der Zahl nach vorstellten, durchaus bedenklich erscheinen. Wer stand ihnen denn dafür, dass wir ihr Land damit verlassen und sie nicht zu ihrem Schaden gebrauchen würden? Es war also gewissermaßen die Pflicht der Selbsterhaltung, die sie trieb, unsere Ideen und Pläne nach Möglichkeit zu kreuzen und die Leute uns durch falsche Vorspiegelungen abspänstig zu machen.“³

Solche späten Einsichten waren aber selten. Büttner und Wolff hätten nicht ein zweites Mal Träger gefunden, sie zu begleiten. Büttner kam daher die bizarre Idee, seine Loango-Träger während seines Aufenthaltes in Léopoldville (Kinshasa) der Stationsverwaltung zur Arbeitsverwendung zu übergeben, „damit das Leben auf der Station resp. Factorei ihnen als mühevoller als das Reisen erscheinen sollte“.⁴

Durch diese starken Beeinträchtigungen bekamen die Forscher eine noch dünnere Haut. Pechuël-Loesche vertraute einmal seinem Tagebuch über Güßfeldt an:

² Hermann von Wissmann, *Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost*. Nach der siebenten Auflage des großen Werkes vom Verfasser selbst bearbeitete kleinere Ausgabe. Berlin: Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung 1892, S. 110.

³ Julius Falkenstein: Die Loango-Expedition. In: Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Loesche, *Die Loango-Expedition*. Ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas 1873-1876. Ein Reisewerk in drei Abtheilungen. Leipzig: Paul Froberg 1879-1882. Zweite Abtheilung, 1879, S. 87.

⁴ „Berichte von Dr. Büttner“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* IV, 1886, S. 8.

„Seine Gesundheit ist zerrüttet, seine geistige Kraft gebrochen, er ist entschiedener Melancholiker; sein Haß gegen Afrika, gegen den Neger ist unglaublich und äußert sich in rohester Weise. Der Neger muß an allen Mißerfolgen Schuld tragen, – gerade als ob der Reisende eigentlich alles zum Reisen behaglich fertig finden müßte, wie zu Hause – du lieber Gott, die Leute haben sich das Reisen so schön, so einfach gedacht, und nun man nicht gleich so großen Ruhm erringen kann, muß alles Andere herhalten – nur in sich selbst findet keiner den Fehler.“⁵

Die Lektüre dieser ständigen Auseinandersetzungen, die Hilflosigkeit, Gereiztheit und Nervosität der permanent überforderten Forscher läßt erahnen, wie negativ diese ganz unerwarteten täglichen Anforderungen ihr Afrikanerbild beeinflussten und wie sehr es dann einer wirklichen Kommunikation mit den afrikanischen Menschen im Wege stand. Statt ihren wissenschaftlichen Aufgaben nachgehen zu können, waren die deutschen Reisenden ständig damit beschäftigt, sich durchzusetzen und sich mehr oder weniger gewaltsam Respekt zu verschaffen – keine gute Voraussetzung für ethnographische Forschung. Vielleicht ist es Pechuël-Loesche gewesen, der von allen den engsten Kontakt zu seinen Afrikanern gefunden hat. Am Ende nimmt er wehmütig Abschied von Afrika: „Wie anders kennen wir jetzt den Neger, seitdem wir ihn als Menschen behandeln!“

Enttäuschte Erwartungen

Neben den vielfältigen Problemen, die das Reisen mit einer Trägerkarawane mit sich brachte, gab es einen Faktor, der bestimmender als alles andere war: Krankheit. Die gefürchtete, damals in ihren Ursachen noch nicht erkannte Malaria durchzieht alle Reisebeschreibungen. Ausnahmslos alle hatten unter dieser Krankheit zu leiden. v. Barth-Harmating, Mohr und Schulze fielen ihr zum Opfer. Auch Pogge fand in Afrika den Tod. v. Homeyer, Lux und Soyaux waren zur frühzeitigen Umkehr gezwungen. Andere litten schwer, manchmal wochenlang. Hinzu kam bei allen Dysenterie. Zusätzlich peinigten Geschwüre und „Rheumatismus“ sowie, je nach Jahreszeit und Gegend, Unmengen Fliegen, Moskitos, rote Ameisen und Sandflöhe.

Während des Fiebers ging den Forschern verständlicherweise einfach alles auf die Nerven. Jede ausgelassene Stimmung wurde zum lästigen Lärm, dem nicht zu entinnen war. Jeder neugierige Besucher, vor allem in größerer Anzahl, wurde als zudringlich empfunden. Die endlosen Verhandlungen unterwegs stellten sie fast täglich auf eine schwer zu ertragende Geduldsprobe. Immer wieder mußte der Marsch wegen eigener Krankheit oder Krankheit der Träger unterbrochen werden.

Es wurde schon gesagt, daß die naturwissenschaftliche Forschung im Mittelpunkt dieser Reisen stand. Besonders zeitaufwendig waren topographische Aufnahmen. Güßfeldt las unterwegs alle fünf Minuten seine Instrumente ab. Im Lager angekommen, mußten die Daten sorgfältig übertragen werden. Nachts waren bei klarem Himmel astronomische Beobachtungen anzustellen und bei längerer Anwesenheit an einem Ort in regelmäßigen Zeitabständen verschiedene Instrumente abzulesen. Allein auf der deutschen Station an der Loango-Küste wurden so während der Dauer des Unternehmens 40 000 Daten gesammelt. Viel Zeit nahm nicht nur das Sammeln von Pflanzen und das Jagen von Tieren, sondern auch das anschließende Präparieren in Anspruch. Was für eine Enttäuschung, wenn bei Regen, Dunst und Nebel die Sammlungen nicht trocken wurden und schimmelten! Falkenstein und Buchner waren daneben noch als Arzt tätig und beschäftigten sich mit Fotografie. Kein Wunder, daß selbst bei vorhandenem Interesse nur sehr wenig Zeit für sprachliche und ethnographische Studien übrig blieb.

⁵ Eduard Pechuël-Loesche, unveröffentlichte Reisetagebücher von der Loangoküste, Nachlaß Pechuël-Loesche, Bayerische Staatsbibliothek, München, Schachtel 4, Tagebuch 5 (25.4.1875).

Aber es waren weder Zeitmangel noch naturwissenschaftliche Prioritäten, die ethnographischen Forschungen vorrangig im Wege standen. Es war die grundsätzliche Einstellung zu den fremden Menschen, die durch die hier angedeuteten Vorbelastungen und essentiellen Beeinträchtigungen zusätzlich in negativem Sinne beeinflusst wurde. Wo der Alltag durch Ärger, Enttäuschung, Wut und Schimpfen bestimmt ist, lassen sich vertrauensvolle Kontakte schwer aufbauen.

Störenfriede

Die Forschungsreisenden mit ihrer reich und in den Augen der Bevölkerung „exotisch“ ausgestatteten Karawane waren eine große und seltene Attraktion. Ihre Ankunft verbreitete sich in Windeseile, und überall waren sie bald von einer staunenden, neugierigen Menge umringt. Höhepunkt nach Ankunft in jeder neuen Ansiedlung war der Besuch und Gegenbesuch des Dorf- oder Provinzhäuptlings mit obligatorischem Austausch von Gastgeschenken, um deren Höhe oft ein stundenlanges Feilschen entbrannte. Das waren die meist kurzen Gelegenheiten, fremde Sitten und Vorstellungen kennenzulernen, aber da im Mittelpunkt dieser Begegnungen auf der einen Seite immer der Wunsch stand, so viel wie möglich zu ergattern, auf der anderen, so wenig wie möglich herauszurücken (damit die Waren unterwegs nicht plötzlich ausgingen), empfanden die Afrikareisenden diese sehr hartnäckigen Besuche fast ausnahmslos als eine „entsetzliche Plage“. Sie erlebten die Dorfhäuptlinge unterwegs vor allem als „bettelhafte und aufdringliche Kerle“, sie fühlten sich vom „widerliche(n) Gezänk und Gepolter des schwarzen Gesindels“ belästigt und vermochten das „Angaffen, Belachen und Bedrängen“ nur mühsam zu erdulden.

Im Grunde wäre ihnen eine afrikanische Natur ohne deren Bewohner lieber gewesen. Schütts schwelgende Erinnerung an ein unbewohntes, von dem „Negergesindel“ befreites Gebiet charakterisiert deshalb auch alle seine Zeitgenossen:

„Hiermit war für uns, seitens der Wilden, alle Gefahr bis an den Quango beseitigt; es lag kein grosser Häuptling mehr in unserm Wege, der in westlicher Richtung meist durch unbewohnte Wildnisse führte. Dies war für mich der schönste Theil der Reise, obgleich wir viel von Hunger und Mühseligkeiten zu leiden hatten, letzteres besonders bei Uebersetzung der unzähligen Sümpfe und der vielen Flüsse, an denen keine Leute wohnten, die wir also erst selbst überbrücken mussten. Aber das schöne war, dass wir eben selten Wilde trafen und in so geringer Zahl, dass an Chicanen ihrerseits nicht zu denken war.“⁶

Abwehrpropaganda

Die weißen Forscher waren ihrerseits nur sehr bedingt willkommen. Man mißtraute nicht nur dem von ihnen bekundeten Zweck ihrer Reise, sondern manchmal, hellsichtig, auch deren Spätfolgen. Unmittelbar sah man überall die eigenen Handelsinteressen bedroht und versuchte daher, die Vorteile, die das Erscheinen einer solchen Karawane brachte, auszunutzen, ihrem weiteren Vordringen jedoch Grenzen zu setzen. Da die Forschungsreisenden mit Argumenten nicht von ihrem Vorhaben abzubringen waren und man Gewalt wegen unvorhersehbarer Folgen möglichst vermeiden wollte, konnte dies am leichtesten durch eine Beeinflussung der Träger durch die Verbreitung von Horrorgeschichten erreicht werden. Die deutschen Reisenden waren damit nicht zu beeindrucken. Sie durchschauten die Strategie und machten sich über die Furcht ihrer Leute lustig.

⁶ Otto H. Schütt, „Bericht über die Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai, und zurück, Juli 1878 bis Mai 1879“, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland I*, 1878-1879, S. 190.

Am wirkungsvollsten erwiesen sich die Geschichten von benachbarten Kannibalen. Hinweise auf „Menschenfresser“ entlang der beabsichtigten Reiseroute weiter im Inneren verbreiteten eine solche Furcht unter den Trägern, daß sie allenfalls mit Gewalt zur Fortsetzung des Weges veranlaßt werden konnten.

Die Schauergeschichten verbreiteten sich auch im Schneeballsystem, zum Beispiel durch die heimkehrenden Karawanen selbst. So hatten Schütts Träger, nachdem sie wohlbehalten wieder in Malanje eingezogen waren, „prahlerisch eine Menge alberner Lügen von Hunger und Krankheit, von Halsabschneidern und Menschenfressern ausgesprengt“, was Buchners Leute, die sich gerade zum Aufbruch rüsteten, gehörig einschüchterte.

Der verstellte Blick

Ethnographische Feldforschung kann nur bei gegenseitigem Vertrauen zu einem tieferen Eindringen in die fremde Kultur führen. Das aber war, wie wir gesehen haben, bei den „Entdeckungsreisen“ des 19. Jahrhunderts selten vorhanden. Hochmut, Verachtung, Unverständnis standen Mißtrauen, Furcht und Unverständnis gegenüber. Buchner charakterisierte später den Umgangston mit afrikanischen Häuptlingen wie folgt:

„Der Ton, der Häuptlingen gewöhnlichen Schlages gegenüber meistens herrscht, ist überall der nämliche, so weit ich gewesen bin. [...] Zunächst eine gute Portion halb offener, halb versteckter Geringschätzung, dazu einige Andeutungen, daß er lästig falle, wenn man auch innerlich froh ist, daß er kam; etwas künstliche oder natürliche üble Laune, hie und da eine mürrische Grobheit, hie und da ein beißender Witz, dann eine sehr fein abzumessende Dosis erheuchelten Wohlwollens, und das Ganze zusammengerührt, aber so, daß er ja nichts merkt, mit der schärfsten Vorsicht, um keinen Preis ganz zu brechen: das ungefähr ist das häufigste Rezept für den Umgang mit einem Negerpotentaten der westafrikanischen Küste. Je nach dem Falle, aber eigentlich selten, ist vielleicht auch ein plötzliches Aufbrausen bis zur entsetzlichsten Wut, aber bloß zum Schein, – beileibe nicht aus wirklicher Leidenschaft –, von gutem Erfolg. Alles kann schließlich helfen, ausgenommen allein eine Schwäche.“⁷

Afrikaner, vor allem diejenigen afrikanischen Gesprächspartner, die das Sagen hatten, waren allerdings ihrerseits vielfach Meister ganz ähnlicher Strategien, was nicht übersehen werden sollte.

Die meisten Reisenden dieser Zeit sahen ihre Würde vor allem in der Distanz garantiert, die sie bewußt zu den Afrikanern, sowohl den eigenen Untergebenen als auch der ansässigen Bevölkerung, bewahrten. Auch die grundsätzliche Ungeduld und Prinzipienreiterei der Weißen verhinderten, daß sich ihnen ihre Gesprächspartner öffneten.

Ein weiteres Hauptproblem ethnologischer Feldarbeit im 19. Jahrhundert bestand in dem grundsätzlichen Mißtrauen, das den Forschungsreisenden in Afrika entgegengebracht wurde. Die unbekanntenen Forschungsreisenden konnten von den Afrikanern aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit den Europäern und aufgrund ihrer reich ausgestatteten Karawanen gar nicht anders als verkappte Händler und somit als Bedrohung der eigenen Interessen wahrgenommen werden.

In einem solchen Klima aus Mißtrauen, Angst und Abwehr konnte eine fruchtbare ethnographische Arbeit nicht gedeihen. Vor allem Fragen, die in irgendeiner Verbindung zur Reiseroute standen, wurden oft ausweichend, falsch oder überhaupt nicht beantwortet. Den Afrikanern wurden überhaupt die Fragen oft ebenso lästig wie umgekehrt. Jeder versuchte dabei allerdings, sich ohne direkten Affront aus der Affäre zu ziehen. Die vielen ausweichenden oder gar falschen Antworten führten bei den Reisen-

⁷ Max Buchner, „Über den Umgang mit Negern“, *Deutsche Kolonialzeitung* 3, 1886, S. 220.

den „Ethnographen“ dann schnell zur Verurteilung sämtlicher Afrikaner als notorische Lügner.

Diese Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, wie ein Gewebe von Vorurteilen, Mißverständnissen, Interessendivergenzen und situationsbedingte Kommunikationsbarrieren den Blick auf die andere Kultur damals verstellten oder verzerrten.

Wo die deutschen Reisenden aber ausdrücklich an ethnographischen Informationen interessiert waren, haben sie dennoch viel erfahren. Das gilt vor allem in bezug auf die monatelangen Aufenthalte in der Lunda-Residenz und an der Loango-Küste. Ihre Werke sind und bleiben daher für uns überaus wertvolle, durch nichts zu ersetzende und seltene Quellen über das 19. Jahrhundert.

ÜBERSICHT ÜBER DIE REISEN DEUTSCHSPRACHIGER FORSCHER NACH ANGOLA

- 1841–1842 *Georg Tams*: angolansische Küste von Benguela bis Ambriz
- 1857 *Adolf Bastian*: von Ambriz nach Mbanza Congo
- 1873 *Adolf Bastian*: Loango-Küste
- 1873–1876 Loango-Expedition. 1. Forschungsunternehmen der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“.
Teilnehmer:
Paul Güßfeldt (1873–1875)
von Görschen (1873)
H. von Hattorf (1873–1874)
Julius Falkenstein (1873–1876)
Otto Lindner (1873–1876)
Herman Soyaux (1873–1875, 1875–1876)
Eduard Pechuël-Loesche (1874–1876)
Alexander von Mechow (1874–1876)
- 1874–1876 Cassange-Expedition. 3. Forschungsunternehmen der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“.
Teilnehmer:
Alexander von Homeyer (1874–1875): cuanzaaufwärts bis Pungo Andongo
Herman Soyaux (1875): cuanzaaufwärts bis Pungo Andongo
Anton Erwin Lux (1875–1876): von Luanda aus Richtung Osten bis Quimbundo
Paul Pogge (1874–1876): bis zum Mwaant Yaav im Lunda-Reich
- 1876 Forschungsreise von *Hermann von Barth-Harmating* im Auftrag der portugiesischen Regierung im Bengo- und Lucala-Gebiet. (Luanda †)
- 1876 Expedition von *Eduard Mohr*. 4. Forschungsunternehmen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“. Ziel war der Nordosten Angolas, doch gelangte Mohr nur bis Malanje (†).
- 1877–1879 Schüttsche Expedition. 5. Forschungsunternehmen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“: über Quimbundo an den unteren Luachimo bis fast zum Mai Munene. Teilnehmer:
Otto H. Schütt (1877–1879)
Paul Gierow (1877–1879)
- 1878–1882 *Max Buchner*. 7. Forschungsunternehmen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“: bis zum Mwaant Yaav im Lunda-Reich
- 1879–1881 *Alexander von Mechow* (mit zwei Begleitern: *Teusz* und dem Schiffszimmermann *Bugslag*): über Malanje zum unteren Cuango zum Mwene Mputu Kasongo der Yaka und bis zur Einmündung des Luhemba
- 1880–1884 *Paul Pogge* mit *Hermann von Wissmann*. Vom Reichskanzleramt und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ unterstütztes Forschungsunternehmen: zum Schilange-(Luluwa-)Fürsten Mukenge und von dort nach Nyangwe am Lualaba (Wissmann von hieraus weiter zur Ostküste, bis 1882)
- 1882–1883 *Eduard Pechuël-Loesche* im Auftrag des Königs von Belgien als Stellvertreter Stanleys im Kongo: Unterer Kongo und Loango-Küste
- 1883–1887 Cassai-Expedition im Auftrag des Königs von Belgien. Teilnehmer (außer dem Schiffszimmermann *Bugslag* und den Büchsenmachern *Schneider* und *Meyer* [† 26.3.1884 Malanje]): *Hermann von Wissmann* (1883–1885, 1886–1887) über Malanje zu Mukenge und an den Lulua: dort Gründung der Station Luluaburg (Kananga); auf dem Lulua und Cassai zum Kongo nach Léopoldville (Kinshasa) (1883–1885). Cassaiaufwärts über Nyangwe an die Zambezi-Mündung (1885–1887)
Ludwig Wolf (1883–1886) über Malanje zu Mukenge. Expedition zu den Luba. Von Luluaburg (Kananga) auf dem Lulua und Cassai zum Kongo (1883–1885). Erforschung des Sankuru und Lomami (1885–1886)
Curt v. François (1883–1885) über Malanje zu Mukenge; auf dem Lulua und Cassai zum Kongo
Franz Müller (1883–1885) über Malanje zu Mukenge (†)
Hans Müller (1883–1885) über Malanje zu Mukenge und zum Lulua. Von dort zum Kongo bis Léopoldville (Kinshasa)
- 1884–1885 *Josef Chavanne* mit *Eugen Zintgraff* im Auftrag der Association Internationale du Congo und des Antwerpner Hauses Roubaix. Aufnahme des unteren Kongo bis Vivi; Reise von Nôqui nach Mbanza Congo und bis zum Dorf Kizulu

- 1884–1886 Expedition der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ „zur Erforschung des südlichen Kongobeckens“
Eduard Schulze (1884–1885) bis Mbanza Congo (†)
Willy Wolff (1884–1885) über Mbanza Congo zum Cuango und zu Mwene Mputu Kasongo
Richard Büttner (1884–1886) über Mbanza Congo zum Cuango und zu Mwene Mputu Kasongo
- 1899–1900 *Richard Kund* und *Hans Tappenbeck* (1884–1886) den Kongo aufwärts zum Lukenie
Kunene-Sambesi-Expedition im Auftrag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in
Verbindung mit der Companhia de Mossamedes und der South West-Africa Company unter
der Leitung von Pieter van der Kellen mit *Hermann Baum* von Mossamedes zum Cuando